

Essays und Studien

zur

Sprachgeschichte und Volkskunde.

Essays und Studien

zur

Sprachgeschichte und Volkskunde

von

Gustav Meyer.

Zweiter Band.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1898.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt.

Inhalt.

	Seite.
I. Franz Bopp	1
II. Georg Curtius	12
III. Weltsprache und Weltsprachen	23
IV. Etruskisches aus Aegypten	47
V. Die Aussprache des Griechischen	58
VI. Von der schlesischen Mundart	66
VII. Zur Charakteristik der indischen Literatur	78
1. Allgemeine Grundlagen	78
2. Der Weda	87
3. Kalidasa	97
VIII. Zigeunervhikologie	107
IX. Volkslieder aus Piemont	118
X. Neugriechische Hochzeitsbräuche	132
XI. Zur Volkskunde der Alpenländer	145
XII. Finnische Volksliteratur	163
XIII. Das Räuberwesen auf der Balkanhalbinsel	184
XIV. Eine Geschichte der byzantinischen Literatur	208
XV. Athen im Mittelalter	220
XVI. Das heutige Griechenland	236
XVII. Griechische Reiseumomente	270
1. Von Korfu nach Athen	270
2. Athen	278
3. Im Laube der Pelopiden	287

XVIII. Zante	296
XIX. Apulische Reisetage	307
1. Von Brindisi nach Lecce	307
2. Lecce	316
3. Galimera	326
4. Tarent	335
XX. Bei den Albanesen Italiens	345
XXI. Das Jubiläum der Universität in Bologna	355
Anmerkungen	365

I.

Franz Bopp.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage
am 14. September 1891.

Wohl nur eine kleine Gemeinde wird heute die hundertjährige Wiederkehr des Tages feiern, an dem Franz Bopp geboren wurde. Es ist ja überhaupt nicht allzu vielen Gelehrten beschieden, daß ihr Name auf den Lippen des Volkes von Gau zu Gau und von Land zu Land getragen wird, wie der eines Künstlers oder eines Heerführers. Lebendiger war vielleicht die Theilnahme, als man sich vor sechs Jahren an den hundertjährigen Geburtstag Jakob Grimms erinnerte. Ihn trug die nationale Bedeutung seiner Persönlichkeit. Die Arbeit seines Lebens war der Erforschung deutschen Alterthums, deutscher Sitte und Sprache gewidmet; und der hervorragende Zug unserer Zeit nach Betonung nationaler Eigenthümlichkeit kam der dankbaren Anerkennung der wissenschaftlichen Verdienste des unsterblichen Mannes hülfsreich entgegen. Franz Bopp und Jakob Grimm gehören zusammen, und als dritter gehört zu ihnen Wilhelm von Humboldt. Diesen dreien dankt das deutsche Volk und mit ihm die ganze Welt die Wissenschaft von der Sprache.

Bopp, Grimm und Humboldt haben sich in wunderbarer Weise ergänzt. Ihre Ausgangspunkte waren ganz verschieden, und schließlich trafen alle drei in dem Bemühen zusammen, dem merkwürdigen Werkzeuge des menschlichen Geistes, welches wir Sprache nennen, seine Geheimnisse abzufragen. In die größte Tiefe stieg Humboldt. Die ganze bunte Sprachenwelt des Erdballs wollte er in weit blickender Umschau erfassen und aufzeigen, warum sie so verschieden gestaltet sei. Noch heut ist nicht alles, was er angeregt, zu Ende gedacht. Grimm war unter den dreien am meisten Philolog. Er ging vom Besonderen aus; seine deutsche Grammatik wurde ein Vorbild der geschichtlichen Betrachtung einer Sprache. Von da stieg er auf zum Allgemeinen, ja zum Allgemeinsten, denn er hat ein Buch über den Ursprung der Sprache geschrieben. Franz Bopp war, wie Humboldt, genährt von den Anschauungen der philosophischen Grammatik, und, wie Grimm, zunächst in dem Gebiete einer einzelnen Sprache heimisch. Aber das Sanskrit wies, wie von selbst, über sich hinaus, auf die Sprachen, die mit ihm eines Stammes waren. So hat Bopp das Prinzip der Vergleichen in die wissenschaftliche Sprachenerforschung eingeführt.

Vor hundert Jahren gab es weder in Deutschland noch sonst irgendwo eine wirkliche Sprachwissenschaft. Es gab wohl Leute, welche sehr gut Lateinisch und Griechisch verstanden, viel besser, als das heutzutage der Fall ist; man trieb Hebräisch und Arabisch; die nicht genug zu rühmende Thätigkeit christlicher Glaubensboten hatte Beschreibungen von vielen Sprachen Asiens und Amerikas geliefert, die noch heute zum Theil ihren Werth nicht verloren haben. Aber das Studium der Sprachen war immer nur ein Mittel zu irgend einem Zweck, niemals Selbstzweck. Man wollte sich an den Feinheiten des

Atticismus und der goldenen Latinität berauschen, man wollte wohl selbst so gut Griechisch schreiben wie Platon, so gut Lateinisch wie Cicero; es galt die Bücher des alten und des neuen Bundes in den Originalurkunden zu verstehen, es galt den Heidenvölkern das Evangelium in ihren Muttersprachen zu predigen. Niemandem fiel es ein, daß die Sprache um ihrer selbst willen der wissenschaftlichen Erforschung werth sei, als eine der bedeutendsten Äußerungen des menschlichen Geistes und zugleich als eines der wichtigsten Mittel zu seiner Erziehung. Es war genug, wenn man festgestellt hatte, daß im Lateinischen ut mit dem Konjunktiv verbunden würde; warum das der Fall sei, danach fragte man nicht. Die Wichtigkeit des Nachweises von Sprachverwandtschaft für die Aufhellung gewisser vorgeschichtlicher Zustände war einzelnen erleuchteten Köpfen, wie Leibniz, aufgegangen; auch hier sollte die Sprachwissenschaft nur Hülfswissenschaft sein.

So war es nicht immer gewesen. Lange vor Bopp hatte es Sprachwissenschaft gegeben; aber ihre Quellen waren theils verschüttet worden, theils unbekannt geblieben. Zweimal ist vor unserem Jahrhundert die Bedeutung der Sprache erkannt und gewürdigt worden, und zwei Völker haben versucht den Aufgaben, welche sie unserer Erkenntniß stellt, näher zu treten. Diese zwei Völker sind die Griechen und die Inder. Beide sind so verschieden von einander, wie nur möglich, und es kann nicht leicht etwas Ungleichartigeres gedacht werden, als die Art, wie sie das Problem angefaßt haben. Mit einer Kühnheit des Denkens, die vor nichts zurückschreckt, haben die Griechen zuerst die allerschwierigsten Fragen zu beantworten gesucht, die es auf diesem Gebiete überhaupt giebt. Der Ursprung der Sprache, das Verhältniß des Denkens zum Sprechen, der Dinge zu ihren sprachlichen Bezeich-

nungen, das waren die Räthsel, mit welchen sich die Philosophen Griechenlands den Kopf zerbrachen. Es ist bewundernswerth, wie viel Tieffinniges darüber von ihnen gesagt worden ist, obwohl das Material, aus dem diese Gedanken heraus gesponnen wurden, ein so gänzlich unzulängliches war. Die Sprache war für die Griechen lediglich das Griechische. Man kann nicht genug darüber staunen, daß die große mundartliche Mannigfaltigkeit der griechischen Landschaften, die abweichenden Alterthümlichkeiten in dem ehrwürdigen nationalen Epos, die vielseitigen Handelsbeziehungen zu anders redenden Völkern nicht zum Verständniß für wirkliche Sprachgeschichte geführt haben. Ein Denker wie Platon, der uns in seinem „Kratylos“ ein köstliches sprachphilosophisches Schriftchen hinterlassen hat, mußte wohl von der Verschiedenheit der Mundarten und der Sprachen betroffen werden; aber auch er hat an diese Dinge nur schüchtern und von weitem getastet. Des Aristoteles empirische Forschung aber hat sich andere Aufgaben gesucht. So ist die Sprachwissenschaft der Griechen immer nur Sprachphilosophie geblieben. Freilich, die Arbeit, die sie hier gethan haben, ist nicht verloren gewesen. Daß wir Begriffe, wie Artikel, Substantivum, Verbum, handhaben können, verdanken wir ihnen, und man darf sie nicht dafür verantwortlich machen, daß man diese Ausdrücke hinterher auf Sprachen angewendet hat, für welche sie keinen Sinn haben.

Den Griechen kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß der geistige Hochmuth, mit dem sie sich von den andern Völkern, den „Barbaren“, abschlossen, sie gehindert hat, Schöpfer auch der wissenschaftlichen Sprachforschung zu werden. Nur einmal sind im Alterthum die äußeren Verhältnisse dafür vielleicht noch günstiger gewesen, im römischen Weltreiche. Aber die Römer gingen

in den Wissenschaften — bis auf eine bekannte Ausnahme — nur die von den Griechen gewiesenen Wege; die griechischen Bezeichnungen für die grammatischen Kategorien haben in der lateinischen Umtaufung Weltbürgerrecht bekommen. Das römische Weltreich ging unter; während seines langsamen Zusammenbruchs spielte sich einer der merkwürdigsten und folgenreichsten Prozesse im Sprachleben ab, die Entstehung der romanischen Sprachen. Aber niemand achtete darauf in den dunklen Jahrhunderten, die gekommen waren.

Lange vorher war im fernen Orient, in dem Wunderlande, hinter dessen verschlossene Pforten die Griechen einmal zu des Großen Alexander Zeiten einen neugierigen Blick geworfen hatten, die Sprachwissenschaft geboren worden, lange bevor die ionischen Philosophen über die Entstehung der Worte nachgrübelten. Sie war gezeugt in dem Schoße, in dem alle indische Weisheit ihren Grund hat, in der Wissenschaft vom Veda. Wie sich viel später die sehr achtungswerthen grammatischen Arbeiten der Araber an den Koran anlehnten, so ist die indische Grammatik hervorgewachsen aus der theologisch-philologischen Beschäftigung mit den heiligen Liedern der indischen Vorzeit. Auch für die Inder gab es, wie für die Griechen, nur eine Sprache, die eigene. Aber sie strebten nicht von diesem festen Boden weg in die Lüfte, sondern sie suchten erst das zu verstehen, was sie umgab; ihre eigene Sprache wollten sie kennen und begreifen und nicht die letzten Räthsel der Sprache an sich lösen. Es ist eigenartig zu sehen, wie hier die schärfste und nüchternste Beobachtung ihr Recht behält, während auf anderen Gebieten das klare Denken immer mehr von phantastischem, halb irrem Träumen überwuchert wird. Die Gebilde der Sprache, die Sätze, die Worte werden zerschnitten und

immer wieder zer schnitten, wie ein Anatom oder Physiolog die Theile des Körpers zerschneidet, um ihren Bau zu begreifen und den Geheimnissen des Lebens nachzuspüren. Die Griechen haben in den Zeiten, in welchen die alexandrinische Philologie mit wenig Glück sich auch an sprachlichen Dingen versuchte, von krankhaften Veränderungen, von der Pathologie der Sprache geredet. Sie mußten damit nothwendig in die Irre gehen, denn sie kannten die Anatomie des gesunden Sprachorganismus nicht. Diese Wissenschaft haben die Indier begründet. Und das ist eine That, die an und für sich nicht minder bedeutend ist, als die Entdeckung des Blutkreislaufes oder der Umdrehung der Erde.

Ich glaube nicht, was man oft behauptet hat, daß die Eigenart der indischen Sprache den einheimischen Forschern auf halbem Wege entgegen kam. Hätte in Griechenland ein Grammatiker gelebt, wie Pānini oder dessen Vorgänger, die griechische Sprache hätte sich sicherlich als ein nicht weniger dankbares Objekt für sein Sezirmesser erwiesen. Vorläufig blieb jedenfalls was in Indien erfunden war, ohne jede Wirkung auf die abendländische Wissenschaft; und selbst dann, als das ferne Land allmählich dem Weltverkehr erschlossen worden war, wurde die Sprachwissenschaft zunächst in ganz anderer Weise von dort aus befruchtet, als durch die indische Grammatik. Die indische Sprache selbst, das ehrwürdige Sanskrit, war es, welches hier neue Anregungen schuf. Bald, nachdem man mit ihr bekannt geworden war, fiel Einzelnen die Aehnlichkeit vieler ihrer Wörter und Formen mit denen der europäischen Hauptsprachen auf. Indische Handschriften kamen nach England und wurden dort herausgegeben; die Anfänge einer indischen Philologie in Europa regten sich. Dann kam Friedrich Schlegel's geistvolles

Büchlein über Sprache und Weisheit der Inder mit einer Fülle neuer, überraschender Thatfachen und Gedanken. Und dann kam Franz Bopp mit seinem 1816 erschienenen Erstlingswerke.

Bopp hat mit der von ihm vorgenommenen Zergliederung der Sprachformen dasselbe gethan, was die Inder vor ihm gethan hatten. Aber er hat mehr gethan. Er hat die Verwandtschaft und den gemeinsamen Ursprung derjenigen Sprachen, welche wir jetzt die indogermanischen zu nennen gewohnt sind, zuerst in umfassender Weise mit wissenschaftlichen Mitteln nachgewiesen. Und er hat über die Entstehung der grammatischen Formen dieser Sprachen eine eigene Ansicht aufgestellt und dieselbe wissenschaftlich zu begründen versucht. Das ist Bopp's Lebenswerk und das ist seine Größe. Wie groß seine That war, ermißt man erst, wenn man sich vergegenwärtigt, unter welchen mangelhaften Vorbedingungen sie gethan wurde. Als Bopp sein „Conjugationssystem“ schrieb, und auch später noch, als er die erste Ausgabe seiner „Vergleichenden Grammatik“ verfaßte, war vom Sanskrit nicht allzu viel bekannt, noch weniger von der Sprache des Zendvolkes; die persischen Inschriften waren noch nicht gedeutet, die belehrende Mannigfaltigkeit der griechischen Mundarten war unzugänglich; das älteste Latein war noch zum größten Theil vom Boden Italiens bedeckt und die iguvischen Tafeln standen unentziffert in einem kleinen Provinzialmuseum Umbriens. Das alte Kirchenslavisch hatten slavische Gelehrte eben angefangen in seiner Bedeutung zu würdigen; gänzlich unzureichend waren die Hülfsmittel für das verwandte Litauisch, das erst viel später von Schleicher der Wissenschaft erobert werden sollte; den stolzen Bau der germanischen Grammatik begann der gleichaltrige Grimm

eben erst aufzuführen. Ich rede nicht von den keltischen Sprachen, deren Zugehörigkeit zu unserem Sprachstamme selbst Bopp damals noch nicht erkannte, nicht vom Albanischen, in dessen Gebiet er später einen nicht ganz glücklichen Streifzug unternahm. Und trotz der Unzulänglichkeit aller dieser Hülfsmittel hat er es verstanden, auf diesem weiten Gebiete in den großen Hauptfachen überall das Richtige zu treffen, das Gemeinsame aufzuzeigen, das Besondere zu erklären; er hat es vermocht, in Wirklichkeit den Bau einer vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen zu errichten, ohne daß von einer einzigen dieser Sprachen ihm eine wirklich ausreichende Grammatik vorgelegen hätte. Hier kam ihm vielleicht selbst ein Mangel seiner Anlage zu Hülfe. Neben seiner hervorragend sprachwissenschaftlichen Begabung war die philologische etwas verkümmert. Das liebevolle Eingehen auf die kleinen und kleinsten Erscheinungen des Sprachlebens, wie es nur durch langdauernde und mühevolle Beschäftigung mit den Literaturdenkmälern einer Sprache gezeitigt wird, der seine Blick auch für das Kleinleben einer Sprache, der alles, was Jakob Grimm geschrieben hat, so köstlich macht, war Bopp verjagt; und man darf es getrost aussprechen, daß ihn dies auf seinem Wege nur gehindert hätte. Hier galt es die Besitzergreifung ungeheurer Gebiete, in denen sich wohnlich einzurichten der Zukunft überlassen werden mußte; es galt breite Hauptstraßen durch den Wald zu hauen, zu denen sich sorglicher gepflegte Nebenwege später finden mochten. Bopp's Werk ist die That eines erobernden Genius, ein Werk aus einem vollen Gusse, von dem selbst seine Fehler nicht wegzudenken sind, ohne daß es dem Eindrucke des Ganzen schaden würde.

Denn Bopp's „Vergleichende Grammatik“ ist nicht

blos die Arbeit eines Gelehrten; sie ist auch ein Kunstwerk. Man hat häufig die Sanskritgrammatik Pāṇini's das größte grammatische Kunstwerk genannt. Ich kann, unbeschadet meiner großen Verehrung vor dem indischen Gelehrten, in ihrer formalen Seite nichts anderes sehen, als ein großes Kunststück. Die denkbar vollständigste Grammatik einer der reichsten Sprachen ist hier mittelst eines erschreckend verwickelten Systems von Formeln und Abkürzungen auf einen ungemein kleinen Raum zusammengedrängt. Das hat etwa denselben Werth, wie die Verjuche, Dante's „Hölle“ auf eine Postkarte zu schreiben, und ähnliches. Damit darf Bopp's großes Werk nicht verglichen werden. Seine Darstellung ist von größter Einfachheit, aber von vollendeter Kunst. Wer überhaupt dem Reize eines so trockenen Gegenstandes, wie Grammatik zu sein scheint, zugänglich ist, der liest diese in behaglicher Breite dahin strömenden Erörterungen wie ein Epos. Schleicher's bekanntes späteres Handbuch nimmt sich dagegen wie eine Geseßsammlung aus. Die jungen Sprachforscher sollten Bopp's Grammatik viel mehr lesen, als es zu geschehen pflegt. Sie hat einen ähnlichen Reiz, wie die älteren Rejewerke über die ersten Entdeckungsfahrten in unbekannte Länder, von denen wir jetzt viel genauere und zuverlässigere Beschreibungen haben.

Die von Bopp begründete Wissenschaft würde ja diesen Namen nicht verdienen, wenn sein Buch nicht, was seinen thatsächlichen Inhalt betrifft, heute veraltet wäre. Man verzeihe den Ausdruck, der nicht pietätlos sein soll. Daß dies rascher eingetreten ist, als vielleicht sonst, ist nur ein gutes Zeichen für die Lebenskraft und Entwicklungsfähigkeit von Bopp's Schöpfung. Die Methode sprachwissenschaftlicher Untersuchung hat sich verfeinert und befestigt. Bopp hatte keine eigentliche Methode; aber er

hatte mehr, er hatte Genie. Ein Genie, jagt man, macht wohl Fehler, aber keine Dummheiten. Bopp hat, eben infolge seines Mangels einer sicher arbeitenden Methode, große Fehler gemacht, besonders als er es unternahm, die gänzlich unverwandten kaukasischen und malaiisch-polynesischen Sprachen als Glieder der indogermanischen Familie zu erweisen. Heutzutage ist Methode eine Krücke, mit der auch die Lahmen gehen können. Sie machen keine genialen Fehler, dafür aber um so mehr recht ungeniale Dummheiten. Die Durchforschung der einzelnen Sprachen hat ungeheure Fortschritte gemacht; aus Stein- und Papierurkunden sind uns neue Sprachen und Mundarten erschlossen worden, und von der menschlichen Rede, wie sie auf den Lippen noch lebender Geschlechter erklingt, sucht man von Tage zu Tage mehr zu lernen. Das ist vielleicht der wichtigste Fortschritt. Wir haben erkannt, daß die Sprache nicht getrennt gedacht werden kann von dem sprechenden Einzelwesen. So haben sich Physiologie, Psychologie und Sprachwissenschaft unlöslich verbunden. An den lebenden Sprachen lernen wir die todtten immer besser verstehen. Vielleicht geschieht hier des Guten manchmal sogar zu viel. Man möchte in vorgegeschichtlichen Perioden unserer Sprachen Feinheiten belauschen, die uns wohl für immer ein Geheimniß bleiben werden. Es giebt Leute, die hier das Gras wachsen hören wollen; das ist schwer in einem lebendigen Walde, geschweige denn in einem, der uns bloß in Versteinerungen vorliegt. Ich fürchte, gerade die Jüngsten bauen allzu oft Kartenhäuser, die am nächsten Tage der Hauch eines Mundes umbläst.

Man hat wohl gesagt, es sei in den letzten zwei Jahrzehnten in der indogermanischen Sprachwissenschaft eine Revolution ausgebrochen, welche den ganzen von Bopp aufgeführten Bau niedergerissen habe. Ich kann das nicht

finden. Ich sehe von Bopp bis heute nur eine nothwendige und folgerichtige Entwicklung. Sie ist bald langsamer vor sich gegangen und bald rascher, zeitweise vielleicht etwas überstürzt; das Gebäude Bopp's ist theilweise umgebaut worden, vielfach neu eingerichtet, aber die Grundsteine sind nicht verrückt. Man hat Bopp's Erklärung der grammatischen Formen aus Zusammensetzung ursprünglich selbständiger Elemente vielfach angefochten, und es ist gewiß, daß er in der Erklärung von Einzelheiten nicht selten geirrt hat. Aber im Ganzen ist seine Hypothese nicht widerlegt worden; und je mehr sich unsere Kenntniß verschieden gearteter Sprachen der Erde erweitert, umsomehr zeigt sich, daß sie die einzig mögliche ist. Auch hier hat sein genialer Blick etwas gesehen, für das der genaue Nachweis von den später Bekommenen erst in mühsamer Arbeit erbracht werden muß. Es kam ein Geschlecht jüngerer Sprachforscher, dem die älteren, durchaus nicht um ihm zu schmeicheln, den Namen Junggrammatiker beileigten. Zornige Schlachtrufe erschollen eine Zeit lang hüben und drüben; und wenn man ängstlichen Gemüthern glauben durfte, so war ein Massenaustritt aus der Bopp'schen Gemeinde erfolgt, und ein unheilbares Schisma zerklüftete die bis dahin einmüthigen Bekenner. Der Lärm ist verhallt, und man konnte sehen, daß er recht überflüssig war. Verschiedenheiten der Meinungen giebt es überall, und gerade da am meisten, wo man ernsthaft die Wahrheit sucht. Aber das Widerwärtige persönlichen Gezänkes, welches die von den Brüdern Grimm begründete Wissenschaft der deutschen Philologie so lange Zeit hindurch geschändet und geschädigt hat, ist der indogermanischen Sprachwissenschaft erspart geblieben. Es giebt keinen unter ihren Jüngern, der sich am heutigen Tage nicht freudig bewußt wäre, daß wir alle unter dem Zeichen Franz Bopp's kämpfen. Er bleibt uns allen Führer, Herr und Meister!

II.

Georg Curtius.

(1885.)

Wer den Grabhügel von Georg Curtius mit einer Reliefplatte schmücken wollte, der müßte darstellen, wie die beiden Wissenschaften der klassischen Philologie und der vergleichenden Sprachforschung Hand in Hand daher schreiten, den Manen des Hingegangenen ein Todtenopfer zu bringen. Herangebildet in jener, durch die formelle Umgrenzung seines Lehrberufes sein Lebenlang nach außen hin ihr Vertreter, erscheint er seiner schriftstellerischen Thätigkeit nach doch viel mehr als Linguist denn als Philologe. „Indem ich“, so sagte er in seiner Leipziger Antrittsvorlesung (1862), „von der Verbindung der Philologie und Sprachforschung redete, habe ich Ihnen damit das besondere Ziel bezeichnet, das ich mir zur wissenschaftlichen Aufgabe meines Lebens gesetzt habe, die klassische Philologie, welche zu lehren und zu fördern mir obliegt, mit der allgemeineren Sprachforschung in lebendige Wechselwirkung zu setzen.“ Damit hat Curtius im Wesentlichen richtig selbst seine wissenschaftliche Individualität gekennzeichnet; damit ist ausgesprochen, worin seine unvergängliche Bedeutung für das geistige Leben unseres Jahrhunderts liegt.

Die Wende des vorigen Jahrhunderts zum neun-

zehnten, in so mannichfacher Hinsicht eine Frühlingsepöche im geistigen Leben der Menschheit, hatte auch die wissenschaftliche Sprachforschung neu geboren. In das trübe Spekuliren über das Wesen und die Ursünge menschlichen Sprechens war plötzlich durch das Bekanntwerden der Sanskritsprache ein heller Schein gefallen. Man konnte mit dem Finger auf die wunderbarsten Uebereinstimmungen zwischen Indisch und Deutsch, Lateinisch u. s. w. hinweisen; es eröffnete sich eine höchst bedeutame Fernsicht in weit zurückliegende Zeiträume der Völkergeschichte. Nach manchem unsicheren Laften und Rathen stellte der großartige Wurf der Bopp'schen Grammatik die neue Wissenschaft auf feste Füße. Vergleichende Methode war das Schlagwort, das nicht bloß die grammatische Forschung damals neu belebte. Allmählich stellten sich die Zusammenhänge der großen Sprachenfamilie dar, welche wir die indogermanische zu nennen gewohnt sind. Indisch, Persisch, Griechisch, Lateinisch, Albanesisch, Slavisch, Litauisch, Germanisch, Keltisch, mit ihren Kindern und Kindeskindern, erwiesen sich als die Abkömmlinge einer und derselben Mutter. So ungleich auch verschiedenartige Begabung und bunte Lebensschicksale der Völker die einzelnen Sprachen gestaltet hatten, dem immer schärfer werdenden Auge des Forschers erschlossen sich immer zahlreicher die niemals verwischten verwandtschaftlichen Züge.

Gleichzeitig legte Wilhelm v. Humboldt's philosophisch durchgebildete Weltanschauung, vereint mit seinem weiten Rundblick über einen Kreis der verschiedenartigsten Sprachen des Erdballs, die wissenschaftlichen Grundlagen für die Betrachtung der allgemeinen Gesetze des Sprachlebens und der Sprachentwicklung. Abseits von Beiden führte Jakob Grimm den stolzen Riesenbau der deutschen Grammatik auf, für alle Zeiten das unerreichte Muster liebevollster

Verjüngung in die Eigenart einer einzelnen Sprache, zugleich der vielversprechende Anfang historischer Sprachbetrachtung. Die drei Richtungen Bopp's, Humboldt's und Grimm's ergaben in ihrer Vereinigung die moderne Linguistik.

Es war nur natürlich, daß so mächtige Anregungen allenthalben neues Leben schufen, wo man sich der Erforschung von Sprachen hingab. Jakob Grimm hat freudig die von der vergleichenden Richtung Bopp's gebotene Förderung anerkannt und selbst nach Kräften gestrebt, sich in Sanskrit und Sprachvergleichung hineinzuarbeiten. Die slavische Sprachforschung stand von Anfang an auf dem Boden der komparativen Methode; das Ausblühen der romanischen Sprachstudien in Deutschland war auf engerem Gebiete eine Wiederholung des Bopp'schen Werkes. Nur die klassische Philologie stand ablehnend beiseite. Sie spöttelte über diejenigen, welche vom Ganges her die griechische Sprache aufklären wollten, und fuhr unbekümmert fort, die Wort- und Formforschung in den beiden klassischen Sprachen mit einer seit den Zeiten der alexandrinischen und byzantinischen Philologie unverändert gebliebenen Methodelosigkeit zu betreiben. Thorheiten und Widersinnigkeiten, welche durch jahrhundertelange Tradition geheiligt waren, wurden nach wie vor im Schulunterrichte fortgepflanzt, obwohl die richtige Erkenntniß von der Sprachwissenschaft längst gefunden war.

Vielleicht darf man die Philologie wegen dieser ablehnenden Haltung nicht einmal allzu sehr tadeln. Ein nicht geringer Theil des Verschuldens trifft die Linguistik selber. Bei dem Eroberungszuge in das ausgedehnte Gebiet der indogermanischen Sprachenwelt mußte es naturgemäß zunächst etwas stürmisch zugehen. Es wurde von einer Anzahl Hauptpositionen Besitz ergriffen; viele Klein-

arbeit blieb nothwendig vorläufig ungethan. Die minutiöse Akribie der Quellenforschung, die blendende Sauberkeit der Ausführung, Dinge, die dem Philologen — und mit Recht — ans Herz gewachsen waren, vermißte er hier. Bopp selbst war kein streng geschulter Philologe; seine Arbeiten auf dem Gebiete der Sanskrit-Philologie lassen diesen Mangel mitunter fühlbar hervortreten. Auch seine älteren Schüler waren es nicht, besonders die beiden, welche zunächst die neue Wissenschaft in besondere Berührung mit Griechisch und Lateinisch setzten, Pott und Benfey. Der erstere ist sein Lebenlang ein unerhörter Stylist geblieben; die Form seiner durch eine eminente Gelehrsamkeit ausgezeichneten Schriften ist ein abschreckendes Unikum. Der andere, später ein hervorragender Sanskritist, machte ziemlich früh den directen Versuch, den gesammten griechischen Wortschatz etymologisch zu zergliedern. Sein Buch war wüßt und unerfreulich selbst für die damalige Zeit. Es wimmelt von den unbewiesenen und unbeweisbarsten Annahmen; die strenge Zügelung der kombinatorischen Phantasie durch die Norm fester Lautgesetze fehlte gänzlich. Noch immer mußte dem Philologen die Etymologie als eine Pseudo-Wissenschaft erscheinen, in welcher nach dem alten Witzworte die Vokale nichts und die Konsonanten noch weniger bedeuteten.

Hier nun setzte die Thätigkeit von Georg Curtius ein. Er verband die streng philologische Schulung durch Bockh und Lachmann frühzeitig mit einer Hinneigung zu sprachwissenschaftlicher Beschäftigung. Seine Erstlingschrift über die Bildung der griechischen Nomina ist Franz Bopp gewidmet. Schon hier tritt klar die Richtung seiner Lebensaufgabe zu Tage. Sie steht auf ihrer Höhe in den „Grundzügen der griechischen Etymologie“. Dieses Buch ist von dem weittragendsten und tiefgreifendsten Ein-

flusse auf die klassische Philologie wie auf die vergleichende Sprachwissenschaft gewesen. Es hat die beiden so lange im Antagonismus verharrenden Schwestern ausgeöhnt und zu schöner gemeinsamer Arbeit angeeizert, es hat aber auch jede von beiden mächtig angeregt und gefördert. Mit einer seltenen Meisterschaft in positiv schaffender Kritik war hier der sichere Gewinn verzeichnet, welchen die neue Lehre für die Erforschung und das Verständniß des griechischen Wortvorrathes ergeben hatte. Mit dem willkürlichen Rathen und blinden Vergleichen war es nun für alle Zeit vorbei, klar und deutlich wurde die Forderung nach dem Auffuchen von Lautgesetzen aufgestellt, welche die Laute und Wörter der verschiedenen Sprachen in regelmäßiger Entsprechung und Vertretung erscheinen ließen. Damit kämpfte Curtius an der Seite des früh gestorbenen Schleicher, der ebenso wie er eine zeitlang der Prager Hochschule angehörte. Wenn heute die gesammte Sprachwissenschaft wesentlich auf die Lautgeschichte gestellt ist, so ist das zum größten Theile Curtius' Verdienst. Er hat überhaupt ungemein viel dazu beigetragen, prinzipielle Erörterungen anzuregen und in weitere Kreise zu tragen. Klarheit der Auffassung und Durchsichtigkeit der Darstellung unterstützten ihn dabei in hervorragendem Maße, dabei ein feiner natürlicher Takt im Vermeiden von Extravaganzen und Gewaltthaten. Wie sein Bruder, hat er von den Griechen das Schönste gelernt, was man von ihnen lernen kann, die Sophrosyne, das edle Maß in Allem und Jedem, auch in Wort und Schrift. Seine Polemik ist zu aller Zeit eine ruhige, leidenschaftslose, veröhnliche gewesen, selbst weniger geschmackvollen Angriffen gegenüber, wie dem des Graecisten Naudé in Petersburg. Er war eine im besten Sinne des Wortes vornehme Natur.

Selbst gewagteren Problemen der Sprachwissenschaft gegenüber hat Curtius seine Umsicht und Besonnenheit niemals verleugnet. So, als er in seiner Abhandlung „Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung“ es unternahm, Vorgänge einer weit vor aller geschichtlichen Erkenntniß liegenden Sprachepoche zu erschließen und zu zeigen, wie das indogermanische Formensystem nicht auf einmal, sondern schichtenweise entstanden sei. Auch wer nicht geneigt ist, den hier entwickelten Ansichten von Curtius beizutreten, wird nicht umhin können, die Richtigkeit der Grundanschauung anzuerkennen und die Sauberkeit und Konsequenz seiner Ausführungen zu bewundern. Vielleicht hat gerade diese Scheu vor jedem Zuviel Curtius gehindert, schöpferischer in der Wissenschaft aufzutreten, als es der Fall war. Ein eigentlicher Bahnbrecher und Pfadfinder in neuen, unentdeckten Gebieten ist er nicht gewesen. Das *Parta tuori* war vielmehr sein Wahlspruch. Wie nothwendig und wohlthätig das ist, sind jüngere Streiter allzu leicht geneigt, zu vergessen. Jede Wissenschaft bedarf ebenso sehr des Zügels als des Sporns.

Das richtige Gefühl für das Mögliche und Wahrscheinliche erzeugte bei Curtius vielfach den Mangel an ausgedehnten Kenntnissen auf dem Gebiete sämmtlicher indogermanischer Sprachen. Denn trotz aller Exkursionen in das allgemeine indogermanische Gebiet blieben die beiden klassischen Sprachen immer der Mittelpunkt seiner Studien. Er hat den Philologen gezeigt, wie man an der Erkenntniß des herrlichsten Geistesproduktes, das uns die alten Völker hinterlassen haben, ihrer Sprache, wissenschaftliche Freude empfinden und thätig mitarbeiten könne, ohne Sanskritist oder Sprachvergleichler von Beruf zu sein. Besonders seine Wirksamkeit an der Leipziger Universität war diesem Ziele gewidmet. Er hat derselben fast ein

Vierteljahrhundert angehört und neben Ritschl, leider nicht durchaus in frohem Zusammenwirken mit diesem, den glänzendsten Anziehungspunkt dieser Hochschule gebildet. Zahlreiche Schüler, unter ihnen mancher Name von trefflichem Klange, haben durch ihn die Anregung zu ihrer Lebensarbeit bekommen. Aus fernen Ländern, über den Ozean herüber, zog sein Ruhm Studierende in seine Vorlesungen; besonders die jüngere linguistische Schule Italiens zählt eine Anzahl seiner begeistertsten Anhänger. Ich vermag nicht aus eigener Erfahrung ein Bild von seiner Lehre zu zeichnen, denn ich bin nie in dem Sinne sein Schüler gewesen, daß es mir vergönnt war, das lebendige Wort seiner Vorlesungen zu hören. Aber gern bekenne auch ich, wie unendlich Vieles und Ausschlaggebendes ich der Anregung seiner Schriften verdanke. Als vor neun Jahren Curtius' fünfundzwanzigjähriges Professoren-Jubiläum gefeiert wurde, da fand der warme Dank seiner zahlreichen Schüler in Nah und Fern einen schönen Ausdruck in den reichen Beiträgen zur „Curtius-Stiftung“.

Naturgemäß leitete Curtius seine Schüler vorzugsweise zur Arbeit auf dem Gebiete an, in welchem er selbst am meisten heimisch war. Seine grammatische Gesellschaft hat hier besonders segensreich gewirkt; Alle, welche das Glück hatten, daran theilnehmen zu können, haben ihr die dankbarste Erinnerung bewahrt. Zahlreiche, zum Theil treffliche Monographien über einzelne Partien der griechischen und lateinischen Grammatik sind daraus hervorgegangen; die reichen inschriftlichen Funde der letzten zwanzig Jahre sind häufig hier zuerst verwerthet und für unsere Kenntniß mundartlicher Besonderheiten besonders der griechischen Sprache fruchtbar gemacht worden.

Und hier darf eine That von Curtius nicht vergessen werden, unscheinbar vielleicht in ihrer äußern Erscheinung,

aber doch von der größten Tragweite in den davon betroffenen Kreisen. Ich meine seine griechische Schulgrammatik, welche er noch als Professor in Prag verfaßte. Sie ist es, welche seinen Namen am meisten populär gemacht hat; leider ist es ja den Verfassern von Schulbüchern nicht immer beschieden, bei Allen, die sie gebrauchen mußten, im besten Andenken zu stehen. In ihr ward zum erstenmale der Versuch gemacht, eine Anzahl von sicheren Ergebnissen der vergleichenden Sprachwissenschaft auch dem griechischen Unterricht dienstbar zu machen. Er ist gleich auf den ersten Wurf in überraschendster Weise gelungen; alle später von Anderen in derselben Richtung unternommenen Arbeiten sind nicht im Stande gewesen, die Vortrefflichkeit der Curtius'schen Leistung in Schatten zu stellen. Die Auswahl des Stoffes, die Klarheit in seiner Anordnung und das pädagogische Verständniß für das richtige Maß in der Aufnahme neuer Auffassungen sind gleich bewunderungswürdig. Die jüngere Generation, welche nach Curtius Griechisch gelernt hat, kann kaum mehr beurtheilen, welcher großer Schritt von den Grammatikern eines Buttman oder Kost zu der von Curtius war. Ihr ist eine Fülle von sprachlichen Thatfachen von vornherein in der richtigen Beleuchtung vermittelt worden, die wir Älteren uns erst durch die Korrektur falscher Ansichten selbst schaffen mußten. Die Einführung dieses Buches in den Unterricht bedeutete einen Bruch mit der Vergangenheit, der, zur Ehre der damaligen österreichischen Unterrichtsverwaltung sei es gesagt, in Oesterreich viel eher sanktionirt wurde als in Deutschland.

Den letzten Lebensjahren von Curtius blieben manche Bitternisse nicht erspart. Es wiederholte sich an ihm, was dem Ausgange mancher wissenschaftlichen Größe einen fast tragischen Anstrich gibt. Einige seiner besten Schüler,

in seinem Sinne weiter arbeitend, arbeiteten über ihn hinaus. Die Mehrzahl der jüngeren Sprachforscher, mit einem übelwollenden und unpassenden Namen „Junggrammatiker“ genannt, stellte Grundsätze der Forschung auf, welche Curtius nicht mehr die seinen heißen wollte. Unbesonnenheit, von mancher Seite vielleicht selbst Böswilligkeit, machte den Gegensatz schroffer, als er in der That war. In Wirklichkeit war es nichts absolut Neues, was Curtius sich gegenüber sah; es war nur ein folgerichtiges Fortschreiten auf den Bahnen, die er selbst gewiesen hatte. Die von ihm zuerst und nachdrücklich eingeschärfte Strenge in der Beobachtung der Lautvertretung wurde immer rigoröser gefaßt und zuletzt in dem mannigfach umstrittenen Dogma von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze formulirt. Der Einfluß psychologischer Faktoren auf die Gestaltung der Sprache, von Curtius selbst in einzelnen Fällen wiederholt zugegeben, wurde in den Vordergrund geschoben und zu einem Hauptprinzip der Erklärung gemacht. Ueber die Lautzustände der indogermanischen Ursprache gelangte man zu Ansichten, die zum Theil wohl bereits als sicher bewiesen gelten dürfen und nun auch die Vorstellungen über die Lautverhältnisse der Einzelsprachen bedeutend änderten, zum Beispiel das Verhältniß des griechischen zum indischen Vokalismus geradezu umkehrten. Die verwandtschaftlichen Beziehungen der einzelnen indogermanischen Sprachen, die Möglichkeit sicherer Einsicht in die Probleme der Wort- und Formenschöpfung wurden mit einem Negativismus betrachtet, der weit über Curtius' eigenen Skeptizismus hinausging. Curtius verhielt sich gegen das Meiste, was die neuere linguistische Schule leistete, ablehnend. Nicht aus Eigensinn oder starrem Unfehlbarkeitsdünkel — der war seinem Wesen durchaus fremd; er war einfach nicht überzeugt.

Wer wollte deshalb dem Dahingefahrenen einen Vorwurf machen? Er ist dem Lebenden mitunter nicht erspart worden, hie und da in einer Form, die ich niemals gebilligt habe. Mir, der ich im großen Ganzen zu den Grundsätzen der modernen Schule mich bekenne, ist es stets eine sehr große Freude gewesen, mit Curtius trotz mancher wissenschaftlicher Differenzen persönlich in den besten und wohlthuendsten Beziehungen zu bleiben. „An Ihrer Rezension über mein Buch,“ schrieb er mir im Mai dieses Jahres, „weiß ich die weitherzige Art, wie Sie über Ansichten sprechen, die wenigstens zum Theil mit den Ihrigen nicht zusammenstimmen, sehr zu schätzen“. Auch ich habe niemals etwas Anderes von ihm sagen können.

So ist es zuletzt recht einsam um ihn geworden. Seine letzte Schrift: „Zur Kritik der neuesten Sprachforschung“, die im Anfange dieses Jahres erschien, ist einer Auseinandersetzung mit den neuen Ansichten gewidmet. Sie ist von demselben Geiste versöhnlicher Milde durchleuchtet, der auch seine früheren polemischen Arbeiten kennzeichnet, hie und da durch vornehme Ironie gewürzt; aber sie geht, wie mir scheint, den Schwierigkeiten der Probleme mehr aus dem Wege, anstatt sie herzhaft anzufassen. Vielleicht ist es zu hart, wenn einer seiner Gegner sagt, Curtius habe noch nicht gesehen, wo der Kernpunkt der ganzen Meinungsverschiedenheiten liege. Aber in der That vermißt man in dieser letzten Schrift das scharfe Erfassen und Beleuchten der Grundlagen und Voraussetzungen, aus denen die Differenzen erwachsen sind und in denen sie schließlich ihre Ausgleichung finden werden. Uns kann in der Trauer über Curtius' plötzlichen und vorzeitigen Tod — und diese Trauer wird eine große und allgemeine sein — der Gedanke trösten, daß ihm das,

was seines Lebens Ziel und Aufgabe war, ganz und voll zu erreichen und auszugestalten beschieden war. Da ist kein jäher Abbruch eines vielversprechenden Wirkens, keine zerstörte Hoffnung auf begonnene oder noch zu erwartende Leistungen. Seine Schriften bleiben der Sprachforschung als ein Gut für alle Zeit, sein Name einer der glänzendsten Gelehrtennamen für alle Zukunft.

III.

Weltsprache und Weltssprachen.

(1891.)

Daß am Ende des nunmehr bald abrollenden Jahrhunderts die Idee einer Weltsprache und die Versuche zur Schöpfung einer solchen zu wiederholten Malen aufgetaucht sind und es zum Theil vermocht haben, selbst breiteren Schichten des Volkes bei uns und anderwärts ein wenn auch nur flüchtiges Interesse einzulösen, ist eine eigenthümliche Erscheinung. Die ähnlichen Bestrebungen, von denen wir aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts wissen, erklären sich viel einfacher und natürlicher. Das damalige Zeitalter war kosmopolitisch, international, von großen und schönen Humanitätsgedanken durchtränkt; die Besten aller Völker nährten sich und die freudig aufhorchende Jugend mit dem Gedanken eines brüderlichen, nach Freiheit ringenden Zusammenlebens der verschiedenen Nationen. Dazu kam, daß die Sprachwissenschaftliche Thätigkeit jener Zeit auf das Allgemeine und Theoretische hinzielte. In Indien war das Sanskrit entdeckt worden, in Aegypten hatte Napoleon's Feldzug in dem dreisprachigen Stein von Rosette den Schlüssel zur Entzifferung der Hieroglyphenschrift zugänglich gemacht. Träume von der ursprünglichen Einheit des Menschen-

geschlechtes und seiner Sprache gewannen durch diese merkwürdigen Dinge neue Nahrung, der philosophische Zug der Zeit förderte die Liebhabereien der sogenannten allgemeinen oder philosophischen Grammatik, welche das Wesen der Sprache ergründen zu können vermeinte, ohne die Sprachen der Erde in irgend ausreichender Weise zu kennen. Jetzt, hundert Jahre später, liegen die Dinge anders. Unsere Zeit ist nicht international, sondern in hervorragendem Maße national. Noch nie sind Schlagwörter, wie Arier und Semiten, oder Germanen und Slawen mit so entschiedener Betonung erklingen wie gerade jetzt. Die großen Völker stehen sich in eiserner Rüstung, die Hand am Schwerte, gegenüber; die kleinen gefallen sich wenigstens in leidenschaftlichen Deklamationen über Verrechtigung und Zukunft ihrer Nationalität. Durch erbitterte Kämpfe um Nationalität und, was man für das wichtigste derselben hält, um Sprache wird seit vielen Jahren die Kulturarbeit eines großen und mächtigen Staates lahm gelegt. Und auch die gegenwärtige Richtung der Sprachwissenschaft kommt den weltsprachlichen Bestrebungen nicht anregend entgegen. Sie hat sich, mehr als es der ersprießlichen Lösung auch ihrer engeren Aufgaben gut ist, fast durchaus in die Erforschung des Speziellen und Speziellsten vergraben; sie weicht der Erörterung allgemeiner Fragen meistens ängstlich aus — die Satzungen einer geachteten sprachwissenschaftlichen Gesellschaft des Auslandes haben Untersuchungen über den Ursprung der Sprache geradezu verboten — und ist mitunter in Gefahr, in der Durchstöberung des Einzelnen den großen Zusammenhang mit dem Ganzen zu vergessen und den weiten Ausblick ins Allgemeine zu verlieren.

Es liegt auf der Hand, daß die Liebhaberei für den Gedanken einer Weltsprache in unserer Zeit an einem

anderen Punkte angefezt hat. Das ist der gegen früher ins völlig Ungeahnte gesteigerte und sich immer noch mehr steigende Weltverkehr. Das Reisen wird durch die von Jahr zu Jahr zunehmende Erweiterung der Eisenbahn- netze und durch die Vervielfältigung der Dampferlinien immer leichter und wird durch die in verschiedenen Ländern begonnene Preisherabsetzung immer weiteren Kreisen zugänglich; der Briefverkehr gewinnt immer mehr an Ausdehnung und Telegraph und Telephon lassen die ungeheuersten Entfernungen auf ein Nichts zusammenschrumpfen. Freilich ist auch hier noch immer dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wer von Konstantinopel nach Paris reist, muß unterwegs genau sechs Mal seinen Koffer auf- und zuschließen, und da der Ozean die alte Welt von der neuen nicht mehr trennt, sondern sie im Gegentheil immer enger verbindet, sucht die Mac- Kinley-Bill und die geplante Zollunion der amerikanischen Staaten zwischen beiden eine chinesische Mauer zu ziehen. Trotzdem ist es nicht zu verwundern, wenn an so auffallende und greifbare Fortschritte auf dem Gebiete des Völkerverkehrs sich Utopien knüpfen, welche das mit einem Schlage erobern möchten, was nur eine allmähliche Entwicklung zu geben vermag. Und wie die katholische Kirche trotz aller Enttäuschungen und Verluste immer noch an der Hoffnung festhält, dereinst die gesammte Menschheit als eine Heerde unter einem Hirten zu vereinigen, so drängt sich vielfach mit mehr Bestimmtheit als früher der Gedanke hervor, die unter anderem durch die ungeheure Vielheit der Sprachen getrennte Menschheit durch das Band einer gemeinsamen Sprache zu einigen. *Menadé bal püki bal, Einer Menschheit Eine Sprache!* so lautet der Wahlspruch der Wolapükisten.

Unter den sehr zahlreichen Versuchen zur Aufstellung

einer Weltsprache, die nicht alle, vielleicht nicht einmal dem Namen nach, zu meiner Kenntniß gekommen sind, ist ja ohne Zweifel Volapük der bekannteste geworden. Diese „Weltsprache“ — genau das soll der Name bedeuten — war in der glücklichen Lage, nach langer Pause als erste auf den Plan zu treten; ihr Erfinder konnte, was den Erfindern des vorigen Jahrhunderts versagt war, die mannichfaltigen und weit tragenden Mittel unserer modernen Publizistik in den Dienst seiner Sache stellen, und eine ungewöhnlich regsame, zum größten Theil gewiß von wirklicher Ueberzeugung und Begeisterung getragene Jüngerschaft brachte es fertig, in allen möglichen Landen der Erde Vereine und Zeitschriften zu gründen, Versammlungen abzuhalten, Vorträge ins Werk zu setzen und durch eine mit unleugbarem Geschick durchgeführte Reklame wenigstens dem Namen der neuen Sprache eine unerwartete Popularität zu geben. Eine Zeitlang konnte man keine Zeitung in die Hand nehmen, ohne auf eine Rede des Geographen Alfred Kirchhoff in Halle zu stoßen, der einer der eifrigsten Wanderprediger für Volapük war, übrigens in Deutschland der einzige bekanntere Name, den die Volapükisten zu den Ihrigen zählen. Gegenwärtig scheint die Bewegung ihren Höhepunkt überschritten zu haben, und obwohl Prophezeien eine mißliche Sache ist, gebe ich doch meiner bescheidenen und unmaßgeblichen Meinung Ausdruck, daß, wenn Egidher, der ewig Junge, in zehn Jahren desselbigen Weges fahren sollte, er wenige Trümmer dieses einst so hoffnungsvoll begonnenen Baues finden wird.

Bei einem Urtheil über Volapük muß man, wie in einer guten Predigt, drei Fragen sorgfältig von einander trennen. Ist eine Weltsprache wünschenswerth? Ist eine künstliche Weltsprache möglich? Entspricht Volapük den

Bedürfnissen und Anforderungen einer solchen? Wenn man die beiden ersten vorläufig einmal mit Ja beantwortet, so scheint die dritte gegen Volapük entschieden zu sein. Es sind im Schoße der Volapükgemeinde selbst so viele Dissidenten erstanden, daß dadurch ein etwa möglicher Erfolg des Volapük entschieden unmöglich geworden ist. Der Abfall gerade einiger der anfangs begeistertsten Anhänger hat der Sache das Lobesurtheil gesprochen. Zu ihnen gehört unter anderen Julius Vott in Wien, der noch im Jahre 1887 eine Einladung zu einer Prüfung in Volapük als „Weltsprache-Oberlehrer“ mit unterzeichnete, einer Prüfung, welche den Beweis liefern sollte, „daß neun Lektionen vollkommen genügen, um in Volapük sich verständigen zu können“, und der bereits im Jahre 1888 eine Flugschrift versandte, in welcher der Beweis versucht wird, daß Volapük „nicht das einfachste und natürlichste Verkehrsmittel sei“, in welcher der Satz steht: „Wenn Schleyer deklamirt: Einer Menschheit Eine Sprache, so ist das einfach nur Reklame“, und in welcher mitgetheilt wird, daß „selbst hervorragende Volapükisten nach jahrelangem Mühen die Fähigkeit noch nicht besitzen, einen Diskurs in ihrem Ideal-Idiome zu führen“. Herr Vott hat dann selbst eine „Kompromißsprache“ als Ersatz des Volapük vorgeschlagen und ihre Grundzüge entworfen. Schwerer noch ist die Schleyer'sche Weltsprache durch den Abfall des französischen Volapükisten Kerckhoff, Professors an der Handelsakademie in Paris, geschädigt worden, der auf eigene Hand im Jahre 1888 einen Volapükistenkongreß nach Paris berief. Schleyer hat gegen dessen Beschlüsse feierlich Verwahrung eingelegt. Er hat vollkommen Recht damit gehabt. Volapük soll sein, wie es ist, oder es soll nicht sein. Die Bewegung war durch energisches Erfassen einer Idee und durch begeisterte Parteinahme

dafür in Fluß gebracht worden. Nur unbedingter Glaube an sich selbst und blinde, fanatische Unterwerfung kann einer solchen Idee zum Siege über die Welt verhelfen. Durch das Schisma hat sie sich selbst gerichtet. Volapük ist nicht mehr, was es war, und damit ist für sein Nichtsein entschieden.

Ich kann mir eine Kritik dieses Versuches einer Weltsprache ersparen. Sie ist mehrfach von andern besorgt worden, am besten, gründlichsten und vorurtheilsfreiesten von Herrn Oberlehrer Dr. Beermann in einer Abhandlung „Studien zu Schleyer's Weltsprache Volapük“, welche im Programm des Gymnasiums in Ratibor vom Jahre 1890 gedruckt ist. Die Arbeit zeugt von ernsthafter Beschäftigung mit dem Gegenstande und von tüchtiger sprachwissenschaftlicher Bildung; der Verfasser ist, wenn ich nicht irre, Schüler des verstorbenen Georg Curtius in Leipzig gewesen. Herr Beermann zieht die Summe seiner auf alle Seiten dieser Weltsprache sich erstreckenden Erörterungen selbst mit folgenden Worten: „Volapük in seiner jetzigen Gestalt ist allenfalls für den schriftlichen Handelsverkehr geeignet, bei entsprechender Ergänzung seines Lexikons würde es sich auf allen Gebieten verwenden lassen, bei denen es sich um einen schriftlichen Gedankenaustausch über rein verstandesmäßige Angelegenheiten handelt; in der Poesie sowie überall da, wo es auf Schönheit der Darstellung ankommt, hat es keine Statt; für den mündlichen Verkehr ist es unbrauchbar. Seine Erlernbarkeit ist nicht leichter als die der meisten Cultursprachen; denn was durch die Regelmäßigkeit seiner Lautbezeichnung und seiner Flexion gewonnen wird, geht durch die Unregelmäßigkeit seiner Wortbildung wieder verloren. Die einzigen Vorzüge, welche Volapük vor den Natursprachen hat, sind seine theilweise auf Kosten der Deutlichkeit erlangte Kürze und

jeine Internationalität, wenn letztere auch in der Haupt-
sache sich als nur scheinbar erweist, da sie nur das Äußere,
nicht aber den Geist betrifft."

Die Bolapükisten haben sich von Anfang an heftig
über die gleichgültige oder ablehnende Haltung der sprach-
wissenschaftlichen Fachmänner, der „Zunft“, beklagt. Dieser
letztere Ausdruck ist natürlich durchaus nicht in anerkennen-
dem oder liebenswürdigem Sinne zu verstehen. Man hört
ihn regelmäßig, wenn wohlmeinende und gut gefinnte
Dilettanten sich an die Lösung von Aufgaben machen,
die nun einmal eine ordentliche, meinetwegen handwerks-
mäßige Schulung und eine gewisse Summe von Kennt-
nissen verlangen, und wenn sie hinterher von der Wissen-
schaft zurecht gewiesen und auf den gänzlichen Mangel
eines Befähigungsnachweises aufmerksam gemacht werden.
Ich gebe ja, obwohl oder weil ich selbst der gelehrten
„Zunft“ angehöre, gern zu, daß in derselben unendlich
viel Anmaßung, kleinliche Eifersucht und widerwärtiges
Kliquenwesen herrscht, daß man sich häufig allzu ängstlich
gegen jeden frischen Luftzug von außen absperrt und daß
man oft allzu geneigt ist, sein höchsteigenes Persönchen
und sein eigenes Wissenschaftchen für den Mittelpunkt des
gesamten Weltalls zu halten. Das hängt zum Theil
damit zusammen, daß bei uns die wissenschaftliche Thätig-
keit fast ausschließlich an den akademischen Betrieb an
Universtitäten geknüpft ist. Aber es gibt Gott sei Dank
bei uns auch eine große Anzahl hochdenkender und weit-
blickender Gelehrten, und das Bild, welches der Verfasser
von „Rembrandt als Erzieher“ von dem deutschen Pro-
fessor entworfen hat, ist ein widerwärtiges und unrichtiges
Zerrbild, gegen welches nicht scharf genug Verwahrung
eingelegt werden kann. Leistungen von echter und wirk-
licher wissenschaftlicher Bedeutung werden darum nicht

totd geschwiegen, weil sie keinen Professor zum Urheber haben. Der große, ja epochemachende Werth des bekannten Buches von Victor Hehn über Kulturpflanzen und Hausthiere ist gleich beim ersten Erscheinen desselben von der gesammten wissenschaftlichen Welt freudig anerkannt worden, obwohl der Verfasser ein Privatgelehrter war, und Schliemann's Entdeckungen haben, nachdem einmal die erste Verblüffung vorüber war, die ungetheilte Bewunderung der archäologischen Fachmänner gefunden, wenn diese auch gewisse Wunderlichkeiten des gänzlich autodidaktisch gebildeten Mannes bis an dessen Lebensende mit in den Kauf nehmen mußten.

Ich will hier vorläufig einmal unerörtert lassen, ob das Volapük und überhaupt das Problem einer Weltsprache die Sprachwissenschaft etwas angehe oder nicht. Für Volapük war es sehr wahrscheinlich ein Glück, daß eine eingehende wissenschaftliche Kritik, wie die Beermaun'sche, nicht früher an ihm geübt wurde; der blutlose Schatten wäre dann gewiß weit früher in die Unterwelt zurückgetaucht, als es jetzt der Fall sein wird. In den Veröffentlichungen der letzten Jahre prunken nun die Volapükisten mit den Namen dreier hervorragender Sprachforscher, welche sich für ihre Sache ausgesprochen haben sollen. Das sind Alexander Ellis, Max Müller und Hugo Schuchardt. Es lohnt sich, die Stimmzettel, welche diese drei Herren für Volapük abgegeben haben, sich einmal in der Nähe zu betrachten.

Ellis ist ein hervorragender englischer Phonetiker, dessen eigene Gedanken sich schon früher mit einer allgemeinen Schrift und einer allgemeinen Sprache beschäftigt hatten. Er hat in der Philologischen Gesellschaft in London ein Gutachten über Volapük abgegeben, in welchem er mannigfaltige und schwere Mängel dieses Versuches

nicht verschweigt, aber schließlich die Ansicht vertritt, man müsse trotzdem, wolle man zu einer Weltsprache kommen, Volapük annehmen, weil die Bewegung dafür im Flusse sei und bereits gewisse Erfolge erzielt habe. Das ist der Standpunkt, auf welchem auch der Erfinder Schleyer steht und den ich oben — die Haltbarkeit der Voraussetzungen einmal zugegeben — als den einzig richtigen bezeichnet habe. Der Name Max Müller's ist unter den drei angeführten wohl der bekannteste, weniger durch die große, von ihm zuerst unternommene und in einem Vierteljahrhundert zu Ende geführte Ausgabe des ehrwürdigsten Denkmals der altindischen Literatur, des Rigveda, oder durch seine fortgesetzten Bemühungen auf dem Gebiete der vergleichenden Religionsgeschichte, als durch seine von geistreicher Auffassung und gewandter Darstellung getragenen Versuche, die Ergebnisse der Sprachwissenschaft zu popularisiren. Man wird das einem Stoffe gegenüber, der sich der Anpassung für weitere Kreise ganz besonders spröde erweist, nicht genug anerkennen dürfen, und seine „Vorlesungen“ und „Essays“ verdienen auch jetzt noch die hervorragende Beachtung, welche ihnen bei ihrem ersten Erscheinen zu Theil wurde. Dabei kann man aber nicht leugnen, daß der Eindruck, welchen gewisse Schriften Max Müller's im größeren Publikum gemacht haben, bei diesem eine Ueberschätzung der wissenschaftlichen Bedeutung ihres Verfassers zeitigt haben, die von den näher beteiligten Fachkreisen nicht getheilt werden kann. Diese werden sich nicht verhehlen dürfen, daß die glatte und leicht verständliche Form der Müller'schen Schriften zum Theil mit einem gewissen Verzicht auf die Durchdringung und Vertiefung der Probleme erkauft ist, und daß besonders seine letzten Arbeiten auf allgemein sprachwissenschaftlichem Gebiete einigermassen hinter den höchsten Anforderungen, wie man

sie heut stellen muß, zurückzubleiben scheinen. Jedenfalls sind es Uebertreibungen der Autorität Max Müller's, gegen die er selbst gewiß zuerst Verwahrung einlegen wird, wenn es in einem neueren Buche über eine „Gemeinsprache der Kulturvölker“ beispielsweise heißt, er sei „der allgemeinen Meinung nach die höchste Autorität in diesem Zweige des menschlichen Wissens“. Seine Aussprüche werden von solchen Leuten geradezu als Orakel angesehen, und man kann vielleicht zugeben, daß sie wirklich in der Form etwas Orakelhaftes haben. Mir sind über Volapük zwei solche Aussprüche Max Müllers bekannt; der eine lautet: „Die Schleyersche Weltsprache ist mir bekannt und ich stimme den Prinzipien, auf welchen sie beruht, vollkommen bei“; der andere: „Daß Volapük Fortschritte macht, freut mich; auch dieses hilft die Fesseln der Sprache etwas lockern“. Wer möchte entscheiden, wie viel bei diesen Urtheilen auf Rechnung der persönlichen Liebenswürdigkeit Müller's kommt? Wenigstens hat er dem Verfasser eines Buches, das auf den Trümmern des Volapük eine ganz andere „Gemeinsprache der Kulturvölker“ zu errichten trachtet, geschrieben: „Ich glaube, daß eine Gemeinsprache wie die Ihrige für den Verkehr sehr nützlich sein wird — wird sie jedoch je den Platz einer wirklichen lebenden Sprache einnehmen? Ich bezweifle es, in Anbetracht der menschlichen Natur, doch wenn es jemals möglich sein sollte, Millionen von Köpfen unter eine Haube zu bringen, so glaube ich, daß Ihr Vorschlag die beste Aussicht auf Erfolg hat.“ Immerhin dürfte es gut sein, wenn Jemand, der mit Bestimmtheit erwarten muß, daß seine Aussprüche gedruckt und zu Reklamezwecken benützt werden, sich selbst ein Verzeichniß derselben anlegte; er hätte dann, als er an Herrn Diptah schrieb, nicht vergessen, daß er vor kurzem auch dem Volapük seinen Segen gespendet hatte.

Von ganz anderer Art und anderem Werthe ist die Schrift Hugo Schuchardt's, welche die Volapükisten zu ihren Gunsten anzuführen pflegen*. Es ist eine sehr geistvolle und gedankenreiche Abhandlung, die sich, eben „auf Anlaß des Volapüks“ (ich hätte vorgezogen „aus Anlaß“ oder „auf Veranlassung“), mit einer Anzahl von Fragen, die zum Theil mit jener Weltsprache nur einen entfernten Zusammenhang haben, in frischer und origineller Weise auseinandersetzt. Schuchardt ist durchaus kein Vertheidiger des Volapük, mit dem er sich, so viel ich weiß, eingehender nie beschäftigt hat; er erkennt viele der erhobenen Einwendungen als berechtigt an, er glaubt, daß größere Einfachheit und innigerer Zusammenhang zu erzielen gewesen wären, „obwohl schließlich auch hier das Bessere der Feind des Guten sein mag“. Aber er vertheidigt die Möglichkeit einer künstlichen Sprache, ja er hält eine Weltsprache für ein wissenschaftliches Desiderat. Damit sind wir bei einer allgemeineren und wichtigeren Frage angelangt als die über die Aussichten der Erfindung des Pfarrers Schleyer ist.

Schuchardt's Ausführungen knüpfen an ein Problem an, dessen Verständniß er selbst in dem letzten Dezennium durch seine wissenschaftlichen Untersuchungen mächtig gefördert hat, an die Mischsprachen, wie sie sich besonders in den außereuropäischen Welttheilen durch die Berührung arisch, meistens romanisch oder germanisch, sprechender Ansiedler mit der gänzlich unverwandten Redeweise der Eingeborenen gebildet haben, wie z. B. das in Indien und auf den Sundainseln einst weit verbreitete, auch heute noch in großem Umfange herrschende verdorbene Portugiesisch, oder das sogenannte Pidgin-Englisch, das allen

* Auf Anlaß des Volapüks. Von Hugo Schuchardt. Berlin 1888. 48 Seiten.